

„Unbegrenzt haltbar – der Podcast aus dem Stadtarchiv Troisdorf“:

2. Folge „Angekommen und angenommen?“ mit Ingrid Lehmann, Spich

– Transkription –

0:11 – 0:37 (Intro)

JOHANNES EHRENGRUBER UND ANTJE WINTER:

Liebe Hörerinnen und Hörer, herzlich Willkommen zur 2. Folge unserer Podcast-Reihe „Unbegrenzt haltbar“ aus dem Stadtarchiv Troisdorf. Wir, das sind: Antje Winter, Leiterin des Stadtarchivs Troisdorf und Johannes Ehrenguber, Archivar im Stadtarchiv Troisdorf, möchten Euch mit diesem neuen Format einen anderen Zugang zur Troisdorfer Stadtgeschichte und den Erlebnissen der hier lebenden Bewohner präsentieren.

Wir wünschen Euch viele neue Erkenntnisse!

0:38 – 3:45 (Einleitung)

JOHANNES EHRENGRUBER:

Unsere zweite Podcast-Folge ist mit der Frage „angekommen und angenommen?“ überschrieben und knüpft thematisch und chronologisch an die erste an, in der es um die Fluchterfahrungen der geborenen Danzigerin und heutigen Troisdorferin Ingrid Lehmann geht. Hört gerne mal in die erste Folge rein!

In der heutigen Folge also knüpfen wir dort an und möchten Euch ein wenig den weiteren Lebensweg und die Erfahrungen von Frau Lehmann als evangelische Heimatvertriebene und die Entwicklung ihres Ankommens und Heimischwerdens im Rheinland näherbringen.

Unsere Intention bleibt die gleiche wie zuvor: durch die Vorstellung eines persönlichen Schicksals das Thema Vertreibung und Integration historisch anschaulich zu vermitteln.

Bevor wir uns den Erfahrungen von Frau Lehmann widmen, die sie im nachfolgenden Interview schildert, möchte ich Euch einleitend einen ganz kurzen allgemeinen Überblick über die damalige Situation in Troisdorf geben:

Wie Frau Lehmann Anfang der 50er-Jahre kamen ab 1945 viele Heimatvertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten bzw. Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa nach Troisdorf und den umliegenden Orten. Sie waren vor der anrückenden Roten Armee geflüchtet oder nach Kriegsende vertrieben worden. Viele von Ihnen waren evangelischer Konfession und mussten sich nun in einer katholischen Mehrheitsgesellschaft fernab der Heimat zurechtfinden.

Die Verwaltung war gefordert: es wurden anfangs Aufnahmelager eingerichtet und die Vertriebenen danach zunächst sukzessive u.a. durch Wohnraumbeschaffung- und -förderung, Darlehen, Übergangshilfen, Sachunterstützung und Entschädigungsleistungen materiell in die Troisdorfer Bürgergesellschaft integriert. Auch wurden Vertreter der Vertriebenen an politischen Entscheidungen der Stadt beteiligt und die Kulturpflege der sich gründenden lokalen Vertriebenenverbände und -vereine gefördert. Vielerorts entstanden sog. Heimatstuben bzw. Museen, die an das Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen erinnern.

In der Gesellschaft gab es neben auftretender Hilfsbereitschaft, wie u.a. das Beispiel einer Spendensammlung für Flüchtlinge durch die Troisdorfer Bürgerschaft an Weihnachten 1946 zeigt, jedoch auch viel Skepsis und Unverständnis gegenüber den neuen Mitbürgern und ihrer Herkunft. Auch andere Konfessionen, Bräuche und Gepflogenheiten der Neuankömmlinge stießen auf Ablehnung.

Trotz all dieser Probleme, finanzieller Belastungen und weiterer Widrigkeiten lässt sich jedoch rückblickend festhalten, dass die erfolgreiche Integration der Heimatvertriebenen eine überaus große Leistung der gesamten deutschen Nachkriegsgesellschaft darstellt. In Troisdorf, wie überall in Deutschland, ist es durch gegenseitiges Verständnis, Kennenlernen und wirtschaftliche Integration gelungen, einander nicht mehr als Fremde zu betrachten, sondern als gleichberechtigte Mitbürger und Nachbarn.

Im Anschluss folgt nun das bereits erwähnte Interview von Antje Winter mit Frau Lehmann.

3:46 – 4:05 (Überleitung)

Musikstück

4:06 – 24:20 (Interview mit Frau Lehmann)

ANTJE WINTER:

Liebe Frau Lehmann, heute widmen wir uns Ihren Erfahrungen als Heimatvertriebene mit evangelischen Wurzeln. Wie hat man Sie bzw. Ihre Familie damals aufgenommen - seitens der Bevölkerung vor Ort und in der Schule?

INGRID LEHMANN:

Eingeschult wurde ich 1947 noch in Wuppertal kurz bevor ich sechs Jahre alt wurde. Ich kam dort in eine reine Flüchtlingsklasse. Unsere junge Lehrerin war nicht ausgebildet und sie war überfordert mit einer Klasse, in der viele Kinder wesentlich älter als ich waren, die aber infolge des Krieges und langer Fluchtwege bisher noch keinen Schulunterricht gehabt hatten und die sehr vom Überlebenskampf geprägt waren.

Als meine Klasse Ende des ersten Schuljahres immer noch nicht das ABC konnte, wendeten sich meine Eltern an den Schulrat, damit ich die Schule wechseln konnte. Ich kam dann in eine Klasse, in der Einheimische und Flüchtlinge gemeinsam in den Klassen saßen.

In dieser anderen Grundschule und später im Gymnasium in Wuppertal war ich schnell integriert und fühlte mich in den Klassengemeinschaften wohl, keineswegs als Fremdling. Von den meisten Klassenkameraden hätte ich damals nicht genau sagen können, ob sie in Wuppertal geboren oder zugezogen waren.

Problematisch wurde es erst wieder, als wir nach Sieglar zogen. 1953 gab es weder in Sieglar noch in Troisdorf ein Gymnasium. Es kam also nur das Mädchengymnasium in Siegburg für mich infrage. Dorthin konnte ich mit der Kleinbahn, auch „Rhabarberschlitten“ genannt, fahren. Diese Kleinbahn verband die Dörfer an der unteren Sieg über Troisdorf mit der Kreisstadt.

Doch das Siegburger Gymnasium lehnte die Aufnahme ab, da die Obergrenze der Klassenstärke mit 50 Schülerinnen bereits erreicht war. Außerdem standen schon zwei weitere Mädchen auf der Warteliste. Nur aufgrund meines hervorragenden Zeugnisses und einem besonderen Empfehlungsschreiben der Direktorin des Wuppertaler Gymnasiums wurde ich schließlich doch als 53. in die Quarta, also in die siebte Klasse aufgenommen. Ja, tatsächlich als Dreiundfünfzigste, denn gerechterweise wurden auch die beiden anderen Mädchen auf der Warteliste mit mir zusammen aufgenommen.

ANTJE WINTER:

Durch wen wurde ihre Familie bei der Integration vorrangig unterstützt?

INGRID LEHMANN:

Die Wohnungsabteilung der DAG [Dynamit AG¹] stellte ihren Arbeitern und Angestellten Mietwohnungen zur Verfügung, so auch uns. Da mein Vater eine gute Arbeitsstelle gefunden hatte, war eine weitere Unterstützung von Behörden für uns nicht notwendig. Andere waren darauf angewiesen.

Wir hatten oft Besuch von anderen Heimatvertriebenen oder von Verwandten aus der SBZ [Sowjetische Besatzungszone] oder später DDR, manchmal wochen- oder sogar monatelang. Eine Tante, die aus der DDR geflohen war und lange bei uns wohnte, habe ich bei jedem Monatsersten zur Post begleitet, weil Tante Gerda dort eine regelmäßige finanzielle Unterstützung abholte.

ANTJE WINTER:

Mussten Sie sich „anpassen“ in der Schule oder später im Berufsleben? Und haben Sie manchmal auch Ihre eigentliche Herkunft als Heimatvertriebene sogar verleugnet?

INGRID LEHMANN:

Ich bin nie auf den Gedanken gekommen, meine Herkunft aus Danzig zu verleugnen. Weshalb auch? Danzig war eine alte Hansestadt an der Ostsee und damals ein blühendes Kulturzentrum, in der meine Eltern sich wohl gefühlt hatten. Von Troisdorf dagegen sprach meine Mutter lange Zeit nur von „Trostlosdorf“.

In Troisdorf, insbesondere auf dem Siegburger Gymnasium, habe ich mich nicht als Flüchtling gefühlt, wohl aber als Zugezogene, ähnlich wie andere Mitschülerinnen, deren Eltern aus beruflichen Gründen aus Baden-Württemberg oder sogar der Schweiz zugezogen waren.

ANTJE WINTER:

Wurde Ihre Konfession - Sie sind evangelisch - zum Problem? Hatten Sie Kontakt zu anderen evangelischen Kindern aus ihrer Schulklasse, die ebenfalls geflüchtet waren?

INGRID LEHMANN:

In Sieglar lebten wir etwas abgeschottet von der einheimischen Bevölkerung, für die wir als Zugezogene und als Evangelische doppelt fremd waren.

Als meine Eltern 1953 nach Sieglar zogen, hängten die katholischen Nachbarn am Karfreitag die große Wäsche auf die Leine, sägten und hämmerten laut in ihren Höfen, anscheinend,

¹ Die Dynamit AG (später Dynamit Nobel AG) war ein deutsches Chemie- und Rüstungsunternehmen, dessen Firmensitz sich in Troisdorf befand.

weil sie gehört hatten, dass dies der höchste Feiertag bei den „Protestanten“ sei. Einige Wochen später folgte Fronleichnam. Unserem Haus schräg gegenüber wurde ein Altar aufgebaut. Wie wurde meine Großmutter angestarrt, als sie mit einem Arm voll der schönsten Blumen aus unserem Garten hinüberging und half, den Altar mit kundiger Hand zu schmücken. Wohl munkelte jemand, ob man diese „protestantischen Blumen“ überhaupt annehmen dürfe. Die meisten Menschen aber verstanden die Geste und von diesem Tag an öffneten sich die Türen einiger Nachbarhäuser.

Als wir nach Sieglar zogen, war ich bereits 12 Jahre alt und fuhr täglich mit der Kleinbahn zur Schule nach Siegburg. In der Großgemeinde Sieglar gab es noch keine evangelische Kirche. Zum Gottesdienst und zum Konfirmandenunterricht gingen wir nach Troisdorf. Da ist es nicht verwunderlich, dass ich in Sieglar keine Spielgefährten oder Freundinnen suchte oder fand.

Am Siegburger Gymnasium waren - ganz anders als auf den Dörfern - rund ein Drittel der Schülerinnen evangelisch. Ihre Eltern waren teilweise als Beamte oder Angestellte schon vor oder im Krieg nach Siegburg oder Troisdorf zugezogen. Es gab wegen unserer Konfession kaum Reibereien. Wir versuchten auch, die Unterschiede zu verstehen. Meine beiden besten Freundinnen waren katholisch und sind beide später ins Kloster gegangen.

Als ich bei einer Freundin, die auf einem abgelegenen Bauernhof wohnte, eingeladen war, fühlte ich mich von der streng katholischen Familie beobachtet. Der Vater stellte mir viele Fragen. Dann aber wurde ich ausgesprochen wohlwollend aufgenommen. Ein Bruder meiner Freundin erklärte mir, dass ich die erste Evangelische sei, die über die Schwelle dieses Hauses gegangen sei.

ANTJE WINTER:

Wurde in Ihrer Schule, dem Siegburger Gymnasium, über den Krieg, die Flucht und die Vertriebenen intensiv gesprochen?

INGRID LEHMANN:

Das ist ein wunder Punkt. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir über die Flucht und die Vertreibung nach 1945 intensiv im Unterricht gesprochen haben. Über den Krieg wurde erst in der Oberstufe gesprochen und auch erst nach einem besonderen Vorfall, den ich selber unbewusst ausgelöst hatte.

Bei der Besprechung von Klassenarbeiten im Deutschunterricht war es üblich, dass der beste Aufsatz vorgelesen wurde. So las ich einmal vor, welche bewegende Begegnungen und Gespräche ich bei einem Aufenthalt in Frankreich erlebt hatte. In meinem Aufsatz berichtete ich von der Begegnung mit einer jüdischen Klavierlehrerin, deren Familie von den Deutschen umgebracht worden war, die aber dennoch bereit war, sich mit mir zu unterhalten. Sie meinte

beim Abschied, dass sie mir selber keine Schuld gäbe, ich wäre ja noch ein Kleinkind gewesen und selber auch durch den Tod meines Vaters und die Flucht gezeichnet worden, dass wir aber beide gemeinsam uns für Frieden und Brüderlichkeit einsetzen wollten.

Einige Klassenkameradinnen beehrten auf: Nicht die Deutschen, nicht Hitler hätte den Krieg angezettelt, sondern die anderen. Die Juden und die Polen wären schuld. Eine oder zwei Rädelsführerinnen hatten schnell andere hinter sich gebracht. Einige schwiegen. Keiner stand mir bei.

Es war sicherlich nicht einmal böse Absicht meiner Klassenkameradinnen, sie wussten es nicht besser, weil dieses Thema weder in der Schule noch im Elternhaus angesprochen wurde oder einzelne Eltern selber mit diesem dunklen Kapitel ihre Schwierigkeiten hatten.

Ich aber fühlte mich zu Unrecht ausgegrenzt und gemobbt. Ich hatte Angst, in die Schule zu gehen. Nach Gesprächen meiner Mutter mit den Lehrern durfte ich für eine Weile in den großen Pausen im Klassenzimmer bleiben, um nicht auf dem Schulhof dem Spott der anderen Mädchen ausgesetzt zu sein. Wichtiger aber war, dass den Lehrern das Defizit auffiel und sie dann in fast allen Fächern plötzlich den Zweiten Weltkrieg und die Rolle Deutschlands thematisierten.

ANTJE WINTER:

Frau Lehmann, was halten Sie von der Aussage: „Flüchtling bleibt man sein Leben lang“?

INGRID LEHMANN:

Lieber erzähle ich von meinem weiteren Lebensweg oder gehe auf Ihre Frage ein, die Sie über dies Interview gesetzt haben: „Angekommen und angenommen?“.

In unserer Klasse gab es eine Troisdorfer und eine Siegburger Clique und viele Einzelgänger, die abseits standen. Ich denke, das hatte nicht viel mit der Rolle als Flüchtling oder gar einer Konfession zu tun. Wir kamen aus dem ganzen Siebkreis und hatten teils lange Anfahrtswege mit öffentlichen Verkehrsmitteln, sodass wir uns nachmittags nicht treffen konnten. Vor allem aber war unsere Klasse viel zu groß. Es gab dadurch viel Konkurrenzdruck und eine große Angst sitzenzubleiben. Im Abitur fielen noch mehrere Klassenkameradinnen durch.

In unserer Klasse stand ich als eine der jüngsten, als ernstes und oft kränkliches Mädchen häufig etwas abseits der rheinischen Frohnaturen, die auch recht zickig sein konnten.

Als Jugendliche habe ich in Troisdorf kaum Fuß gefasst. Aber im Studium, da bin ich dann richtig aufgeblüht und fühlte mich schnell in jeder Stadt heimisch: in Tübingen, in Heidelberg, in Münster und besonders in Paris. Ich habe mich in den jeweiligen evangelischen

Studentengemeinden und in ihren Chören engagiert und dabei Freunde fürs Leben gewonnen. Erst zehn Jahre später, nach der Referendarzeit in Trier, kehrte ich dann nach Troisdorf zurück.

Sie haben über dies Interview die Frage ja gestellt: „Angekommen und angenommen?“. Angekommen in Troisdorf bin ich eigentlich erst nach meinem Studium. Es fing damit an, dass ich mich intensiver mit dem Werden dieser Stadt und ihrer sozialgeographischen Struktur in meiner Staatsexamensarbeit befasste. Nach meiner Referendarzeit in Trier bekam ich eine Stelle am kurz vorher gegründeten Sieglarer Gymnasium.

In dieser Zeit heiratete ich auch. Meinen Mann habe ich in der evangelischen Kirchengemeinde von Troisdorf kennengelernt. Er ist ebenfalls Zugezogener, der als DDR-Flüchtling noch später als ich ins Rheinland gekommen war.

Manche Gewohnheiten und Bräuche haben wir hier kennen und schätzen gelernt, wie den Martinszug oder den Nikolaustag. Karneval ist uns dagegen fremd geblieben.

Tja, mit Weiberfastnacht musste ich zu Beginn meiner Tätigkeit am Sieglarer Gymnasium erst meine Erfahrung machen. Mit Rücksicht auf die Karnevalstage wollte ich in meiner Klasse eine Vokabelarbeit lieber ein paar Tage vorher schreiben lassen und wählte - ausgerechnet den Donnerstag vorher. Aber meine Klasse protestierte, es sei doch Weiberfastnacht. Das verstand ich nicht. Wollte die Klasse mich veräppeln? Sollten denn die Frauen, ausgegrenzt vom eigentlichen Karnevalstreiben, alleine feiern?

Nun, mit gutem Zureden wurde die Arbeit dennoch geschrieben. In der anschließenden Pause klärten mich im Lehrerzimmer einige Kollegen über Weiberfastnacht auf. Tja, ich habe mich dann bei meiner Klasse entschuldigt. Am Karnevalsdienstag habe ich dann mit den Schülerinnen ein fröhliches Klassenfest gefeiert und, als Gouvernante verkleidet, eifrig mitgetanzt.

Durch unsere Kinder sind wir über Kindergarten und Schule weiter in das Troisdorfer Leben hineingewachsen, als Kindergottesdiensthelferin in Oberlar und Troisdorf, als Elternvertreter in der Grundschule und am Gymnasium Altenforst oder in der Musikschule. Sozial vernetzt bin ich auch durch mehrere Chöre.

Mein Mann und ich fühlen uns nicht nur angekommen, sondern auch angenommen von den Menschen in Troisdorf. Nicht nur der Einheimische nimmt den Fremden, den Zugezogenen an. Wichtig erscheint mir eine zweite Bedeutung von annehmen: „sein Schicksal annehmen“.

Wenn ein Mensch seine besonderen Lebensumstände, wie die Vertreibung aus der Heimat, annimmt, dann erkennt er auch die Chancen, die sich ihm in dem neuen Umfeld bieten.

Wenn Alteingesessene und Zugezogene aufeinander zugehen, sich austauschen und sich so besser kennenlernen, dann können sie auch gemeinsam etwas bewirken.

Auch mein Mann und ich haben uns gerne engagiert und Verantwortung übernommen. So sind wir in das Gemeinwesen immer mehr hineingewachsen.

Vor Corona haben mein Mann und ich viele Jahre lang gerne bei der Katholischen Grundschule Schlossstraße als sogenannte „Sprachfinken“ deutschen und ausländischen Kindern beim Lesen- und Schreibenlernen geholfen. In unserer Kirchengemeinde setzen wir uns für die Ökumene ein, in der sich Katholiken und Evangelische gegenseitig stützen. Allerdings nennen uns manche Katholiken immer noch „Protestanten“.

Heute trennt kein Mäuerchen auf dem Schulhof evangelische und katholische Kinder, wie es noch Anfang der sechziger Jahre für Spich geplant war.

ANTJE WINTER:

Ich habe noch eine letzte Frage zur Kulturpflege der Vertriebenen. Welche Rolle spielte die Verbundenheit mit der alten Heimat in den Erzählungen der Eltern und haben Sie alte Bräuche oder Ähnliches mitgebracht, die Sie möglicherweise auch heute noch pflegen.

INGRID LEHMANN:

Ich möchte zunächst betonen, dass die Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen dem gleichen Kulturkreis angehören wie Schwaben, Rheinländer oder Hamburger. Regionale Unterschiede finden wir vor allem bei kirchlichen Bräuchen.

Gerne haben wir den hiesigen Nikolausabend für unsere Kinder übernommen. Ich selber habe als Kind keinen Schuh vor die Wohnungstür stellen dürfen, denn das war „katholisch“. Ich stellte vor jedem Adventssonntag, also viermal vor Weihnachten, einen Teller auf die Fensterbank, auf den ich für das Christkind selbst gebastelten Weihnachtsschmuck legte und stattdessen am nächsten Morgen dort Plätzchen und Honigkuchen fand. Die gebastelten Papier- und Strohsterne entdeckte ich Heiligabend an unserem Weihnachtsbaum und freute mich, dass ich dem Christkind so hatte helfen können.

Karfreitag ist in unserer Familie immer noch ein sehr stiller Tag, an dem das Klavier schweigt. Dagegen singen und musizieren wir in der Advents- und Weihnachtszeit sehr viel und greifen dabei gerne auf das Liedgut aus dem Osten zurück. Wie der Adventskranz so gehört auch der Herrnhuter Stern noch immer dazu. Inzwischen aber leuchtet er auch bei vielen Einheimischen.

Wenn ich „Danzig“ höre oder Bilder der Stadt sehe, wird mir warm ums Herz. Danzig ist für mich zumindest eine geistige Heimat geblieben. Nach dem Mauerfall konnten und wollten

meine Eltern 1991 Danzig und Ostpreußen wiedersehen und es ihren Enkeln zeigen. Wir besuchten die Städte und Dörfer in denen meine Mutter aufgewachsen und gelebt hatte. Dabei erzählte sie von ihrem elterlichen Pfarrhaus, in dem viele Besucher ein- und auskehrten und in dem viel musiziert und gesungen wurde. Auch über das frühere Zusammenleben der verschiedenen Volksgruppen erfuhren wir von ihr einiges. Dabei betonte meine Mutter, wie sich Polen und Deutsche gegenseitig halfen, wenn sie sich in einem Gemeinwesen näher kannten und gelernt hatten sich als Menschen zu achten.

ANTJE WINTER:

Vielen Dank, Frau Lehmann.

INGRID LEHMANN:

Gerne.

24:21 – 24:40 (Überleitung)

Musikstück

24:41 – 28:04 (Lesung)

JOHANNES EHRENGRUBER:

Im anschließenden, letzten Teil dieser Folge möchte Euch Frau Lehmann zwei Auszüge aus einem von ihr verfassten regionalgeschichtlichen Aufsatz, der sich mit dem Zustrom von evangelischen Flüchtlingen und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg beschäftigt, vortragen. Diese kurzen Auszüge sollen prägnant die anfänglichen Vorbehalte der hiesigen katholischen Mehrheitsgesellschaft gegenüber den evangelischen Heimatvertriebenen aufzeigen.

INGRID LEHMANN:

In dem Troisdorfer Jahresheft von 2018 habe ich über den Zustrom von evangelischen Flüchtlingen und Vertriebenen nach Troisdorf in der Zeit nach 1945 berichtet, mit dem Titel: „Die Evangelische Kirchengemeinde Troisdorf platzt aus den Nähten“. Die Troisdorfer Gemeinde umfasste damals einen großen, überwiegend ländlichen Raum bis zum Rhein. Der einzige evangelische Pfarrer betreute Gemeindeglieder von Niederkassel im Westen bis Menden im Osten.

Ich lese zwei Ausschnitte vor, um zu zeigen, wieviel Skepsis gerade den evangelischen Heimatvertriebenen von den katholischen Einheimischen entgegengebracht wurde:

„Stärker als im Ort Troisdorf, wo aufgrund der Industrialisierung schon vor dem Krieg 20 Prozent der Bevölkerung evangelisch war, wirkte sich der Zuzug von Evangelischen in den ländlichen Nachbarorten aus. Zu den 85 Evangelischen in Niederkassel, das waren ein Prozent der Bevölkerung, kamen jetzt mit 747 Menschen fast zehnmal so viele evangelische Heimatvertriebene hinzu, die in Notunterkünften, Baracken und Gaststätten untergebracht wurden. Die neuen evangelischen Bürger erfuhren sicherlich von einigen Einheimischen Hilfe, stießen aber meistens auf heftige Ablehnung. Sie wurden doppelt als Fremde angesehen: als „Polacken“ oder arme Ostflüchtlinge und außerdem als Protestanten.“

„1956, elf Jahre nach Kriegsende, eröffnete der aus Pommern vertriebene Bäcker Johannes Hecht in Kriegsdorf eine Bäckerei. Doch seine Brötchen kamen in dem fast rein katholischen Dorf nicht auf den Frühstückstisch, da sogar der katholische Pfarrer seine Gemeinde anhielt, nicht bei einem Evangelischen zu kaufen. Bäcker Hecht musste seine Brötchen mit dem Fahrrad im Nachbarort Spich ausfahren. Geduld, Freundlichkeit und der gute Ruf der leckeren Kuchen bewirkten, dass der Bäcker zwei Jahre später, 1958, für das 50-jährige Jubiläum der Dorfkapelle St. Antonius Kuchen backen durfte. Anfang der sechziger Jahre kaufte dann selbst der Pfarrer sein Brot bei Bäcker Hecht.“

28:05 – 28:34 (Outro)

JOHANNES EHRENGRUBER:

Liebe Hörerinnen und Hörer, wir hoffen, Euch hat die neue Folge gefallen und Euer Interesse geweckt!

Ihr könnt Euch auf weitere neue Folgen freuen!

Bleibt neugierig!